

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

nur ein paarmal; ich schreckte dann aber so heftig empor, daß ich unfehlbar hinabgestürzt wäre, hätte ich mich nicht festgebunden gehabt.

Die Nacht war mild und trocken, so daß ich von Kälte nichts zu leiden hatte. Mein Baum hielt fest; war er bis jetzt noch nicht umgerissen worden, so hatte es allen Anschein, daß er auch ferner stehen bleiben werde. Das beruhigte mich doch einigermaßen. Auch war die Nacht kurz, und als der Tag wieder heraufdämmerte, sah ich zu meiner unaussprechlichen Freude, daß das Wasser zu fallen anfing; auch rauschte es nicht mehr so stark. Allmählig kamen die Zweige des Gesträuchs mit ihren Spitzen wieder zum Vorschein, die Bäume am Ufer schienen nicht mehr zu schwimmen, bei Sonnenaufgang war das Wasser um wenigstens vier Fuß gefallen, und bald lag der größte Theil der Insel wieder trocken. O, ein Verbrecher, der schon das Nichtbeil über sich erblickte, und dann plötzlich auf dem Blutgerüste begnadigt wurde, kann nicht froher sein, als ich es war, da ich meinen seidenen Strick löslöste. Ich

kletterte nun vom Baume herab, und watete knietief durch den Schlamm bis zu einem Plage, wo Steine lagen. Dort warf ich mich, erschöpft von Angst und Nachtwachen hin, und überlegte, was weiter zu thun sei. Das Wasser fiel sichtbar von Minute zu Minute, die Aue war bald frei, ebenso die Rüste, und der Kanal bekam wieder sein natürliches Ufer. Aber die Strömung war doch noch zu reißend, als daß ich einen Uebergang hätte wagen dürfen, besonders jetzt, wo ich durch Hunger und Aufregung ziemlich erschöpft war. Da ich am Abend vergessen hatte, meine Uhr aufzuziehen, so wußte ich nicht, wie viel es an der Zeit war; der Sonne nach zu urtheilen hatte aber einige Stunden vor Mittag das Wasser sich so vermindert, daß ich den Durchgang bald wagen konnte. Es mochte drei Uhr Nachmittags sein, als ich ihn wagte; der Fluß hatte nirgends über vier Fuß, und glücklich gelangte ich ans Ufer, und mit mir der Blumenstrauch, den ich nicht von mir gelassen hatte, und den ich zum ewigen Andenken an jene gefahrvolle Nacht getrocknet und aufbewahrt habe.

Unterhaltungen aus dem Gebiete der Natur.

Das fliegende Eichhörnchen.

Taf. 32.

Die Eichhörnchen, diese niedlichen Thiere, welche auch in unseren Wäldern häufig vorkommen, bilden ein zahlreiches Geschlecht, das über die ganze Erde verbreitet ist. Sie gehören in die Klasse der Nagethiere, die in der obern und untern Kinnlade zwei lange, zum Nagen bestimmte Schneidezähne haben. Unser gewöhnliches Eichhörnchen, *Sciurus vulgaris*, lebt in ganz Europa und dem gemäßigten Theile Asiens. Sein Pelz ist fuchsroth, manchmal auch schwarz; im Winter spielt er etwas ins Graue hinüber; im hohen Norden wird er oben aschgrau-bläulich, und dann, als Grauwerk, ziemlich theuer bezahlt.

Man kann sie leicht in den Wäldern beobachten. Am liebsten halten sie sich in solchen auf, wo Nadel- und Laubholz durch oder neben einander steht. Dann haben sie die Wahl in ihrer Nahrung, und halten sich immer da auf, wo gerade der meiste und beste Samen zu finden ist. Sie fressen alle Arten von Kernen, Fichtensamen, den sie mit großer Geschicklichkeit aus den Zapfen herauslösen, Bucheckern, Eichel, Obst, und besonders gern Nüsse, die sie schnell zerbrechen, wenn die Schale auch noch so hart ist. Bei ihrem scharfen Geruche merken sie gleich, ob die Nuß taub ist, und geben sich in diesem Falle gar keine Mühe sie aufzubrechen. Sie fressen aber auch gern verschiedene Schwämme, Eier und kleine Vögel, und richten überhaupt großen Schaden an. Deshalb besonders stellen die Jäger ihnen nach.

Auch der Baumarder ist ihr Feind, und den großen Raubvögeln müssen sie gleichfalls ausweichen.

Sie machen sich mehrere Nester auf verschiedenen Bäumen. Eines davon polstern sie möglichst weich aus, um gegen Ende April ihre Jungen hineinzulegen, deren sie drei bis sieben werfen. Will man diese recht zähmen, so muß man sie ausnehmen, wenn sie eben die Augen geöffnet haben. Man thut aber, da das Eichhörchen alles was nicht von Eisen oder Stein ist zernagt, sehr wohl, sie in einen Blechkäfig zu sperren, und muß sie sehr reinlich halten. Auch die besitzgeähmten werden im Frühjahr beißig, und Jeder thut wohl, sich in den Monaten März und April vor ihnen zu hüten. Drohet ihren Jungen Gefahr, so packen sie dieselben mit dem Maule und tragen sie nach einem andern Neste. Das Eichhörchen kann wenigstens zehn Fuß weit springen, man sieht es bald auf diesem, bald auf jenem Baume; auch von den höchsten Zweigen herab springt es auf die Erde, ohne sich Schaden zu thun.

Es gibt auch fliegende Eichhörchen, in Nord-Europa, Nordasien, Nordamerika und Indien. Bei ihnen sind die Vorder- und Hinterfüße durch eine ausgehnte, auf beiden Seiten behaarte Seitenhaut verbunden, welche es ihnen möglich macht, zu fliegen, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf. Es ist nämlich nur eine Art von springendem Flattern. Unser Bild zeigt, wie das hübsche Thierchen sich von einem Baume zum andern bewegt, seine Füße auseinandersperret, dadurch seine Flughaut ausbreitet, und so sich vielleicht zehn oder zwanzig Schritte weit durch die Luft bewegt, aber nicht in gerader Linie, was ihm unmöglich ist, sondern von oben nach unten.

Das gemeine fliegende Eichhörchen, *Sciurus volans*, ist am häufigsten in Sibirien, wo es von den Russen *Letjaga* genannt wird. Es ist größer, als das auf unserer Tafel abgebildete amerikanische, welches den Schwanz abgerechnet nur etwa fünf Zoll lang wird. Man nennt es *Sciuropterus americanus*, französisch *Polatouche*. Sein Pelz ist oben röthlichgrau, unten weiß; es lebt gesellig, wird leicht zahm, und hat sein Nest in Baumlöchern, in die es Moos hineinträgt. Es frisst Saamen, Knospen und Räschen der Birken, und überhaupt Alles, wovon sich das gemeine Eichhörchen nährt.

Deutsche Haushiere.

II.

Der Hund.

Unter den Thieren gibt es kein anderes, das dem Menschen so große Anhänglichkeit zeigte, und ihm in solchen Grade wahrhaft befreundet wäre, als der Hund. Er ist treu, freundlich, wachsam, dienstwillig, und betrachtet sich wie ein Glied der Familie, die ihn aufgezogen oder freundlich aufgenommen hat. Er vertheidigt seinen Herrn, wenn derselbe angegriffen wird, er schützt dessen Haus, Hof und Vieh, und ist, als ein kosmopolitisches Thier, an kein Klima gebunden. Wo der Mensch leben kann, da gedeihet auch der Hund, bei Eskimos, wie bei Negern und Feuerländern.

Er kommt in einer fast unzähligen Menge von Arten und Spielarten vor, da die verschiedenen Rassen sich untereinander kreuzen. Ob es irgendwo eine Stammart gebe, von welcher der Haushund herzuleiten sei, ist sehr zweifelhaft. Manche nehmen an, daß der sogenannte *Kolsun*, der in Ostindien, namentlich im Dekkan und auf der Küste Koromandel in Rudeln wild lebt, und dem Windspiele gleicht, als Stammvater zu betrachten sei. Auch in anderen heißen Ländern gibt es Hunde in den Wäldern, oder in Südamerika in den großen Gras-ebenen; sie sind aber nicht ursprünglich wild, sondern nur verwildert und stammen von den zahmen ab. Dem wilden Zustande kommt der Schäferhund am nächsten.

Man theilt die Hunde in Haushunde und Jagdhunde. Die Haushunde zerfallen 1. in Hoffunde. Zu diesen gehören: der Schäferhund, der Spitz oder Pommer, der Metzgerhund, der Saufinder, der Saurüden, der Bullenbeißer und die Dogge, b. in Stubenhunde, als: Mops, Bastardmops, Pudel und Seidenhund, c. in Schoosshunde: Bologneser, Löwenhund, Harlekin, und der nackte oder türkische Hund.

Die Jagdhunde sind 1. gewöhnliche. Zu diesen rechnet er: den gemeinen Jagdhund; den französischen oder Parforcehund, den Spür- oder Leithund, den Schweiß- oder Fährhund, den Hühner- oder Borstehund und den Dachshund. 2. Windspiele: das gemeine, das kleine, große und der Kurehund. Außerdem hat man in verschiedenen Ländern halbzahme Hunde gefunden, z. B. den Neufundländer, auf der Insel Neufundland und den Dingo in Neuhollland.

Ein Hund ist um so werthvoller, je reiner er von Rasse geblieben ist. Man erkennt einen solchen auf den ersten Blick, weil er alle Eigenthümlichkeiten zeigt, welche eben seine Art vor den übrigen auszeichnen. Ein vor-



Deutsche Haustierte 2.

Landesbibliothek
Karlsruhe

treffliches Thier ist der Neufundländer, groß, mit



dicker Schnauze und hängenden Ohren; seine Haare sind lang und seidensartig; der Schwanz langhaarig, die Farbe weiß mit schwarz oder auch ganz schwarz. Er ist klug, stark und schwimmt ausgezeichnet. Auf seiner Heimathinsel gibt es aber auch welche mit dünner Schnauze und dünnem, langem Schwanze, und kurzem Haar. Sie besorgen sich ihr Fressen selbst und sind vortreffliche Fischer. Ist der Hund hungrig, so geht er ans Wasser, und setzt sich auf einen Felsen, in dessen Nähe die Fische sich gern aufhalten. Gewöhnlich werden dort Fische getrocknet und es liegt allerlei umher. Der Hund scharrt mit der Nase und wirft etwas ins Wasser. Sogleich kommen die gierigen Fische herbei um danach zu schnappen. Dann stürzt der Hund wie ein Wasservogel auf einen los, den er sich zur Beute ausersehen, und selten thut er einen vergeblichen Sprung. Die Menschen bedienen sich daher seiner auch zum Fischfange. Das neueste Werk, welches in England über die genannte Insel erschienen ist, und aus dem ein Auszug vor uns liegt, bemerkt, daß ein gewisser Georg Harvey einen Hund hat, der täglich wohl fünfzig bis sechszig, fußlange Fische auf diese Art fängt. Seinem Instincte gemäß hält sich der neufundländer Hund gern in der Nähe des Wassers auf, und Jedermann weiß, wie oft schon Menschen durch ihn gerettet worden sind, die dem Ertrinken nahe waren. Sieht er Jemand in Gefahr, so wartet er nicht etwa ab, daß ihm erst befohlen wird, ins Wasser zu gehen, sondern er springt von selbst hinein, und beschädigt den Menschen, welchen er gewöhnlich rettet, wenn das anders möglich ist, niemals.



Diesen Instinct hat auch der Pudel, der zu den gelehrigsten Hunden gehört, und sich zu allerlei abrichten läßt. Er ist treu, ruhig, sehr verständig, und sieht seinem Herrn schon an den Augen ab, was derselbe will. Er trägt Stöcke und Körbe, er

lernt tanzen und suchen, ist munter und freundlich. Er schwimmt vortrefflich, und läßt sich auch zur Wasserjagd und jeder andern Art von Jagd abrichten.

Der bekannte Dichter von Gödingt erzählt Folgendes: Mein seliger Vater hatte einen großen starken Pudel, der an Treue, Willigkeit und Gelehrigkeit wenig seines Gleichen hatte. Nachstehende wahre Geschichte mag das Andenken dieses merkwürdigen Thieres erneuern. Ungefähr im Jahre 1726 reiste mein Vater nach Gatterleben im Halberstädtischen, um daselbst mit mehreren königlichen Räten einer Kommission beizuwohnen. Der treue Hund war, wider seines Herrn Wissen, diesem nachgelaufen. Als die Kommissarien Mittags beim Essen saßen, kam der Pudel in den Saal, suchte seinen Herrn, und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bei ihm an. Der Herr befahl dem Bedienten, den Hund aus dem Saale zu schaffen; dieser aber wollte den Bedienten beißen, kehrte wieder zu seinem Herrn zurück, bellte ohne Aufhören, und zerrte demselben am Rocke, als wolle er ihn vom Stuhle reißen. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wollte er sagen: jetzt ist für mich keine Zeit zum Essen; vielmehr setzte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war. Die große Geschäftigkeit fiel ihm auf; er vermuthete etwas Ungewöhnliches, stand auf und folgte dem Pudel. Sobald dies geschah, war der Hund sogleich still, sprang, vergnügt über die Erfüllung seines Verlangens, vor seinem Herrn hin und her, führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schlosthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit hinunter ins Wasser, und schwamm auf einen Sandberg zu. Während dieser Zeit erblickte die Gesellschaft unweit vom Ufer ein kleines Mädchen, welches unter Weinen und Hänkeringen erzählte, sein dreijähriges Brüderchen sei von der Brücke hinabgefallen; der große schwarze Hund, welcher dort gelegen, wäre sogleich hinterhergesprungen, hätte den Kleinen todtgebissen und auf den Sandberg geschleppt. Als sich nun aller Augen dorthin richteten, sah der Hund nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl; weil es aber bedenklich schien, dem Hunde zu heißen, er solle das Kind überbringen, wozu er offenbar große Lust hatte, so wurde ihm ein Ruhig! zugerufen. Er legte sich nun neben dem Kinde nieder, und beleckte dasselbe so lange in Einem fort, bis es in einem Rahne abgeholt wurde. Es war unverletzt; der Pudel hatte es bloß an den Kleidern gefaßt.

Wer kennt nicht die Dienste, welche die Hunde auf dem großen Sankt Bernhard leisten? So nennt man

eine Gebirgspartie in der Kette der penninischen Alpen zwischen dem Thale von Entremont und einem Nebenthale des Aostathales. Dort führt über eine Einsattelung, welche 7680 Fuß über dem Meere liegt, eine stark besuchte Saumstraße aus der Schweiz nach Piemont. Dort liegt auch ein Hospiz, nahe an einem kleinen See. Es ist dauerhaft von Stein aufgeführt; im untern Stock befindet sich eine geräumige Küche mit immerwährendem Feuer für Arme und Landleute; im ersten Stock ist ein stets erwärmter Speisesaal, über welchem die Wohnungen der Mönche liegen. Der übrige Raum enthält sechszig Betten für Reisende. Es ist eine schauerliche Einöde dort oben; wilde Stürme toben, und selbst im Sommer gefriert es alle Morgen. Im ganzen Jahre sind nur zehn bis zwölf heitere und helle Tage. Der Winter dauert beinahe neun Monate; unweit vom Kloster liegt ewiger Schnee. Die zehn oder zwölf Augustinermönche, welche sich hier, mit Aufopferung aller irdischen Behaglichkeit, dem Dienste der Menschheit weihen, müssen in den sieben bis acht gefährlichen Monaten täglich die Straße besuchen, um den Reisenden Hülfe und Rettung zu bringen, und sie zu verpflegen. Dabei leisten ihnen große Hunde die wichtigsten Dienste. Sie gehen allein aus, oder werden von den Mönchen mitgenommen.

Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in Pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück, und gibt durch Bellen, Schweifwedeln und unruhige Sprünge zu verstehen, daß er eine Entdeckung gemacht habe. Dann wendet er um, sieht zurück, ob ihm auch Jemand folge, und führt seinen Herrn zu der Stelle, wo der Verunglückte liegt. Oft wird diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder anderen stärkenden Getränken, und ein Körbchen mit Brod um den Hals gehängt, damit er es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darbiete. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet, thätig und treu im Dienste der Menschheit, und hat mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Sein Eifer war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellte, oder die gefährlichen Schneegestöber sich von weitem zeigten, hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Raslos und bellend strich er umher, war unermüdet, immer nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte; und vermochte er nicht zu helfen, so setzte er in ungeheureren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt ward, sandte ihn der

würdige Prior nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde.

Der Windhund, mit seinem schlanken, leichten Bau, kleinen Ohren, langer und spitzer Schnauze, ist ungemein schnell, sieht vortreflich, bellt nicht oft, riecht nicht gut, und ist weder sehr treu noch sehr wachsam. Er ist aber stark, und im Kampfe anderen Hunden gefährlich. Er kann zur Hasen- und Fuchsjagd abgerichtet werden, und mit ganz großen hegt man auch Hirsche und wilde Schweine.



Die sogenannten Windspiele sind eine kleine Art von Windhunden.

Der Bluthund (auch Bulldog) wird oft so groß wie ein Hühnerhund, ist aber oft viel kleiner. Der Bau seines Kopfes ist ausgezeichnet; derselbe ist hinten breit und dick, die Backenknochen sind außerordentlich stark, die Schnauze ist kurz, die Nase wie eingedrückt. Von allen Hunden ist er der blutigste. Thiere zu erwürgen ist seine größte Seligkeit, und in Balgereien mit anderen Hunden ist er unermüdet. Sein Biß ist fürchterlich, und häufig trägt er den Sieg über Neufundländer, Bullenbeißer und Dogge davon, welche ihn an Größe doppelt übertreffen: Er hat ein so starkes Gebiß, daß man ihn, wenn er dazu abgerichtet ist, in einen Stock beißen lassen, und diesen dann über die Schulter werfen kann, so daß der Hund hinten herunter hängt, ohne loszulassen. Gegen Menschen ist er nicht schlimm, nur muß man sich hüten, ihn tückisch zu machen. Er fängt Mäuse und Ratten, ist aber nicht sehr wachsam.

Ein stattliches Thier ist der Bullenbeißer,



mit kurzer Schnauze, hängenden Lippen, aufrechten, mit der Spitze überhängenden Ohren. Ihm ähnlich ist die sogenannte Dogge, die an Muth und Stärke ihm nichts nachgibt. Der Bullenbeißer fürchtet sich manchmal auch vor Löwen nicht. König Jakob der Erste von England ließ einen solchen in eine Löwengrube werfen, und als das Raubthier denselben überwältigt hatte, einen zweiten,

dem es nicht besser ging. Dann kam ein dritter; der packte den Löwen bei der Lippe und hielt ihn lange Zeit fest. Als er ihn endlich losließ, hatte der Löwe keine Lust, den Kampf fortzusetzen, und lief in das Innere seiner Grube.

Wir haben keinen Raum, die große Anzahl der Hundarten zu beschreiben. Wer über diese wichtigen und nützlichen Thiere, ihre Eigenschaften, ihre Abrihtung u. sich näher und gründlich unterrichten will, den verweisen wir auf das treffliche Werk: *Gemeinnützige Naturgeschichte*, von Harald Othmar Lenz, Lehrer an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Gotha 1842. Dieses Buch enthält ungemein viel Lehrreiches, ist in sehr ansprechender Weise geschrieben, und entspricht durchaus seinem Zwecke.

Im nördlichsten Theile Sibiriens, an der Küste des Eismeeres und in Kamtschatka, dienen vorzugsweise die Hunde als Zugthiere. In Volschereßk ist eine regelmäßige Hundepost. Der sibirische Hund hat Aehnlichkeit mit dem Wolfe, er heult auch nur und bellt nicht. Im Sommer wälzt er sich gern im Schlamm und Wasser umher, damit die Stechfliegen ihn nicht so arg peinigen können, im Winter hat er sein Lager im Schnee. Das Gespann eines Schlittens besteht aus zwölf Hunden; der best abgerichtete dient den übrigen als Leiter. Im Sommer ziehen sie die Boote stromaufwärts. Der Hund ist den Einwohnern des nördlichen Sibiriens unentbehrlich. Als im Jahre 1821 eine Seuche unter den Hunden wüthete, und eine Familie Zulagiren alle verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen, die noch nicht sehen konnten, da theilte die Hausfrau ihre Milch zwischen diesen beiden Hündchen und hatte die Freude, daß diese beiden Thiere die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden.

Auch die Hunde der Eskimos in Nordamerika, die ganz in derselben Weise gebraucht werden, wie die sibirischen, sind den Wölfen ähnlich, und man kann sie oft von den Wölfen nur dadurch unterscheiden, daß sie die Schwanzspitze nach oben tragen, denn die Farbe des Haares ist bei beiden Thieren oft täuschend gleich. Auf der Halbinsel Kamtschatka leben die Hunde Jahrein, Jahraus im Freien. Kälte behagt ihnen besser als Wärme. Sobald die jungen Hunde von der Muttermilch entwöhnt sind, werden sie an einen Pfahl gebunden und an das Stillliegen gewöhnt. Sie erhalten dann eine gute Fischsuppe, welche äußerst nährend ist. Im zweiten oder dritten Jahre werden sie angespannt. Jeder bekommt seinen Namen, auf welchen er hört, denn alle werden nur mit Worten gelenkt. Ihre Nahrung besteht

größtentheils, und oft ausschließlich in gefrorenen, getrockneten, gekochten, und versauften Fischen. Im Sommer suchen sie sich selbst ihre Nahrung; im Herbst treibt der Hunger sie zur Rückkehr in die Dörfer; die Besitzer fangen sie ein, und binden sie an, um sich ihrer nach Belieben zum Schlittensfahren bedienen zu können. Im Herbst sind sie sehr fett; dann müssen sie abmagern, weil fette Hunde zum Ziehen nicht taugen. Tag und Nacht geben die eingefangenen durch Heulen ihre Klagen über Hungersnoth und über verlorene Freiheit zu erkennen. Da nun jeder Kamtschadale wenigstens sechs Hunde besitzt, so heulen in einem Orte, wo zwanzig Menschen wohnen, wenigstens 120 Hunde, was freilich für einen Europäer gräßlich klingt. Der Fischvorrath, womit sie im Winter gefüttert werden, befindet sich in Gruben; er geht in Fäulniß über; aber diese Speise ist für die Hunde eine wahre Leckerei. Mit hungrigem Magen laufen die Hunde in einem Tage fünfzehn bis zwanzig deutschen Meilen über den Schnee weg und dabei ziehen sechs von ihnen eine Last von sechs Centnern.



Ihr Instinkt ist wunderbar. Als der Reisende Dobell einst über eine gebirgige Gegend längs der Meeresküste fuhr, wo Alles nackt und fast baumlos war, sagte der Führer an einem hellen Morgen, als ein heftiger Wind wehete, und weiße Wolken am Himmelbogen hinjagten: „Laßt uns eilen, es zieht ein Sturm heran; hier gibt es weder Haus noch Hütte, noch irgend ein Obdach, und wenn wir nicht irgend eine Kenntnistation erreichen, müssen wir erfrieren.“ Kurz nachher ging die Prophezeiung in Erfüllung; der Sturm wüthete mit wachsendem Ungestüm, und trieb ihnen das Schneegestöber so heftig entgegen, daß sie es nicht länger auszuhalten vermochten, sondern Halt machen mußten. Ihre Noth war um so größer, da sie den Weg verloren hatten und nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten. Der Führer schlug vor, man solle sich gänzlich den vor die Schlitten gespannten Hunden anvertrauen. Es blieb

kein anderes Hülfsmittel übrig. Verweilen und Zaudern war gewisser Tod. „Ich habe großes Vertrauen zu diesen zuverlässigen Thieren, setzte er hinzu; befindet sich ein Rennthier in der Ebene, so werden sie es gewiß ausfindig machen.“ Er trieb also seine Hunde weiter, stellte ihnen aber die Richtung, welche sie einschlagen sollten, ganz frei, und ermahnte die Gesellschaft dicht bei einander zu bleiben. Zum Erstaunen Aller wandten sich die Hunde sogleich von dem Meere weg, so daß man den Wind fast in den Rücken bekam. Obgleich dies Mehrere beunruhigte, weil sie glaubten sie kämen nun auf einen ganz falschen Weg, so waren sie doch jetzt von dem schneidend kalten Schneegestöber befreit. Es ging nun wenigstens zwei Stunden lang fort. Der Sturm tobte fortwährend mit gesteigerter Wuth; Wolken von feinem Dunst wälzten sich wie schwarzer Rauch über das Meer, und sie waren Alle vor Kälte fast erstarrt. Auf einmal fingen die Hunde des Führers an zu schnauben, laut zu bellen und rannten dann so schnell als möglich weiter. Es war wie ein elektrischer Schlag. Die anderen Hunde folgten und strengten alle Kräfte an, Schritt mit jenen zu halten. Die Herzen der ermatteten Reisenden klopften nun gewaltig; sie waren überzeugt, daß die Hunde ein Rennthier witterten, und diese Erregung brachte wieder Wärme in ihre Glieder, da sie hoffen durften, einen Zufluchtsort zu finden. Und nach ungefähr zehn Minuten hatten sie das unaussprechliche Vergnügen, sich neben einem knisternden Feuer zu sehen, umgeben von gastlichen Eingeborenen.

Zum Schlusse noch zwei Schilderungen aus dem angeführten Buche. König Friedrich der Große hatte in seiner Jugend mehrere Affen, deren Possen ihn belustigten, allein die natürliche Treulosigkeit dieser Thiere machte sie ihm bald zuwider. Getreue Hunde kamen an ihren Platz. Der König besaß ein Lieblingswindspiel, das ihn nie verließ, selbst nicht in Schlachten, und erst nachdem es ihn in augenscheinliche Gefahr gebracht hatte, verlor er das Recht ihn dahin zu begleiten. Als der König sich einst zu Fuß weit von seinem Gefolge entfernt hatte, sah er einen Trupp Panduren auf sich zukommen. Er verbarg sich unter einer Holzbrücke. Das treue Windspiel konnte ihn verrathen, wenn es beim Geräusch der über die Brücke trabenden Panduren Pferde bellte; allein Friedrichs Glück siegte und der Hund schwieg. Von nun an mußte er aber beim Gepäck bleiben. Als in

einer Schlacht die Equipage des Königs weggenommen worden, kam das Windspiel in die Hände der Generalin Nadasdi, und diese Frau ließ sich lange bitten, ehe sie in die Auslieferung ihres Gefangenen willigte. Endlich aber wurde derselbe zurückgeschickt. Der König schrieb eben, mit dem Rücken nach der Thür gekehrt, als der Hund ins Zimmer gelassen wurde. Da er seinen Herrn erblickte, sprang er mit einem Sage auf den Tisch, warf die Papiere untereinander, und legte seine Vorderfüße auf die Schultern des Königs. Friedrich war überrascht und gerührt. Das Thier blieb ihm theuer so lange es lebte, und nach seinem Tode bekam es ein Denkmal und eine Inschrift, welche man noch jetzt auf der großen Terrasse von Sans-Souci erblickt.

Als die Spanier Amerika eroberten, bedienten sie sich bei ihren Kämpfen gegen die Einwohner der Bluthunde. Zu den berühmtesten derselben gehörte Becerillo, von welchem viele Schriftsteller des sechszehnten Jahrhunderts reden. Er war roth, und nur von der Schnauze bis an die Augen schwarz, mittelgroß, schlank, kühn und klug. Er pflegte sich in die dichtesten Haufen der Feinde zu stürzen, die Indianer bei den Armen zu fassen, und so gefangen hinwegzuführen. Wer sich weigerte, ihm zu folgen, den zerriß er. Die, welche sich unterworfen hatten, wußte er genau von den Feinden zu unterscheiden und berührte sie nie. Als ein besonders merkwürdiger Zug seines Verstandes wird Folgendes erzählt. Eines Morgens wollte sich der Hauptmann Zago de Senazar das entsetzliche Vergnügen machen, vom Becerillo eine alte gefangene Indianerin zerreißen zu lassen. Er gab ihr daher ein Stückchen Papier, mit dem Auftrage, dasselbe dem Statthalter zu überbringen. Er nahm an, daß der Bluthund bald nach Entfernung der Alten losgelassen und diese von ihm angepackt werden würde. Als die Indianerin den Hund auf sich zustürzen sah, setzte sie sich, von Schrecken ergriffen, auf die Erde, und bat, indem sie ihm das Papier zeigte, um Schonung, da sie einen Brief zu bestellen habe. Der wüthende Hund stuzte, und näherte sich, nach kurzer Ueberlegung, liebkosend der Alten. Dies Ereigniß erfüllte die Spanier mit Erstaunen, und erschien ihnen als etwas Uebernatürliches und Geheimnißvolles. Die alte Indianerin ward vom Statthalter freigelassen, Becerillo aber nachmals in einem Gefechte gegen die Karaien durch einen vergifteten Pfeil getödet.